Gottfried Kellers religiöse Entwicklung

Autor(en): **Wendland, Johannes**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572994

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gottfried Kellers religiöse Entwicklung.

In der Religion kommt das tiefste Lebensgefühl der Seele, ihre eigenartige Einstellung und Stimmung gegenüber Gott, Welt und Schicksal, ihr Verhältnis zu den Mitmenschen am klarsten zum Ausdruck. Daher bieten die Selbstbekenntnisse unserer größten Dichter, z. B. Goethes „Dichtung und Wahrheit", Hebbels Tagebuchblätter und Briefe eine reiche Ausbeute, wenn wir die eigenartige Religiosität dieser Männer kennen lernen wollen. Die Selbstbekenntnisse, die Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich" von seiner Jugend gibt, zu denen die Briefe und Tagebücher ergänzend hinzutreten, sind in dieser Richtung noch längst nicht ausgeschöpft. Und doch geben sie ein besonders eigenartiges Bild einer starken religiösen Anlage, die sich aller Mißhandlung zum Trotz energisch, aber auch knorrig und eigenwillig durchgesetzt hat. Wie Meister Gottfried überhaupt eine ehrliche und wahrhaftige Natur war mit vielen Ecken und Kanten, so gehört zu dieser seiner Eigenart auch seine merkwürdige und selbstgewachsene „Weltfrömmigkeit".

Was sich mit dem geistigen Leben eines Menschen am tiefsten und innigsten verbindet, pflegt schon in der frühesten Jugend sich zu äußern. In der Seele des Knaben regte sich zuerst die dichterische Phantasie, wenn er seine Blicke von der hochgelegenen Wohnung zum „Goldenen Winkel" am Neumarkt in Zürich träumerisch versunken über die Dächer der Stadt, über die nahe Predigerkirche und dann hinein in die Wolken und in den mit diesen verschwimmenden duftigen Kranz von Schneebergen schweifen ließ, die hinter den letzten Dachfirsten Zürichs auftauchten. Wenn dann die Abendsonne Wolken und Berge in schimmerndes Rot hüllte, so ruhte der volle Glanz der Abendsonne auf dem hohen Kirchendach, zuletzt noch auf dem kleinen goldenen Hahn, der den spitzen Dachreiter der Predigerkirche schmückte. Das Kind spinnt in den ersten glücklichen Jahren seiner Kindheit sich eine eigene Welt, ein Märchen- und Wunderland, das die Erwachsenen nicht kennen und nicht begreifen.

Gottfrieds Mutter lebte, früh verwitwet, neben ihm in einer ganz andern Welt, der nüchternen Welt des Sparens und Sorgens um das tägliche Brot. Bei ihr fand er keine Nahrung für seine Phantasie. Es wird auch von der geistigen Kost gelten, wenn er ihren Mittagstisch beschreibt: „Die Speisen meiner Mutter ermangelten, so zu sagen, aller und jeder Besonderheit. Ihre Suppe war nicht fett und nicht mager, der Kaffee nicht stark und nicht schwach, sie verwendete kein Salzkorn zu viel, und keines hat je gefehlt. Diese nüchterne Mittelstraße langweilte mich."

Schon im Elternhause fing bei ihm wie bei so vielen Kindern die religiöse Mißbildung an, obwohl seine Mutter eine redliche, schlecht und recht gottesfürchtige Frau war. Aber ihr verband sich die Frömmigkeit mit der Welt des Mühens und Sorgens, ganz wie es ihrem nüchternen, wahrhaftigen Sinn entsprach. Gott nahm für sie die Gestalt des Ernährers und Aushelfers in den Nöten um das äußere Durchkommen an. Die Geschichten von der wunderbaren Speisung der Fünftausend in den Evangelien, noch mehr die Erzählung des Alten Testaments vom nie versiegenden Oelkrug der Witwe, von Josef und dem Kornhandel mit seinen Brüdern, von dem Durchzug der Kinder Israel durch die Wüste und den Wundern der göttlichen Leitung waren ihre Lieblingsgeschichten. Diese Geschichten legte sie ihrem Sohn ans Herz. Und wirklich wuchs ein lebendiges Gottvertrauen in der Seele des Knaben auf. Hat Keller sich auch später vom kirchlichen Christentum abgewendet, so hat er doch sein Leben hindurch eine Achtung vor aufrichtiger Frömmigkeit behalten, in welchen Formen sie auch auftreten mochte. Das verdankte er den ersten Eindrücken des Elternhauses. Die herbe, nüchterne, aber grundehrliche Art der Mutter ließ ihn auch später alles gemachte und unwahre Wesen in der Frömmigkeit durchschauen.

Und doch fehlte seinem Gemüt die Nahrung, deren er bedurfte. So blieb das Kind auf die reiche, produktive, mythenbildende Phantasie des eigenen Innenlebens angewiesen. Auf Kellers Jugend

trifft zu, was Schleiermacher in der dritten seiner Reden über die Religion von der Bildung zur Religion sagt: „Der Mensch wird mit der religiösen Anlage geboren wie mit jeder andern, und wenn nur sein Sinn nicht gewaltsam unterdrückt wird, so müßte sie sich auch in jedem unfehlbar auf seine eigene Art entwickeln.“ Aber die religiöse Verbildung setzt schon in der ersten Kindheit an. Wer hindert das Gedeihen der Religion? Nicht die Zweifler und Spötter; auch nicht die Sittenlosen, „sondern die verständigen und praktischen Menschen; diese sind in dem jetzigen Zustand der Welt das Gegengewicht gegen die Religion, und ihr großes Uebergewicht ist die Ursache, warum sie eine so dürftige und unbedeutende Rolle spielt. Von der zarten Kindheit an mißhandeln sie den Menschen und unterdrücken sein Streben nach dem Höheren.“ Kinder ergötzen sich an Dichtungen von überirdischen Wesen; sie finden so leicht und unwillkürlich den Uebergang von der sinnlichen Welt zur übersinnlichen. Sie zaubern eine Welt voll Elfen, Nixen, Nymphen und von Engeln in die irdische Welt hinein. In ihnen ist der mythologische Trieb noch lebendig, der einst diese Wunderwelt ins Leben gerufen hat. Das Kind wiederholt in den ersten Lebensjahren gewissermaßen die religiöse Menschheitsentwicklung von der ersten Stufe der mythologischen Dichtung an.

So schuf Gottfried sich seine eigene Mythologie. Wie die Menschheit sich das Höchste, Göttliche nur als überirdischen Glanz vorstellen konnte, so bildete sich Keller beim Anblick des leuchtenden goldenen Hahns auf dem Dachreiter der Predigerkirche Gott nach dem Bilde seiner Phantasie. Gott ist der goldene Kirchenhahn, unter dem das Glöcklein des Abends läutet. Und wie die Phantasie der Alten nicht an einem Gottesbilde sich genügen ließ, sondern in ewig frischer Produktivität bald das Leuchtende, bald das Starke und Ueberlegene, bald das Geheimnisvolle mit dem Namen Gottes belegte, so schweifte Kellers Phantasie von dem goldenen Hahn zu einem prächtig gefärbten Tiger in einem Bilderbuch, der den Hahn noch zu übertreffen schien. Was konnte die prosaisch nüchterne Erklärung der Mutter: „Nein, Gott ist ein Geist“ der nach anschaulicher Wahrheit dürstenden Seele des Kindes bieten?

Kein Wunder, daß bei den nüchternen Erzählungen und Anweisungen der Mutter die Folge war: Gott wurde ihm „nachgerade eine farblose und langweilige Person“. Religion muß sich stets mit dem Tiefsten und Heiligsten des Lebens verbinden. Sie nimmt entweder die zentrale Stellung im Leben ein, oder sie wird verdrängt. Kellers Geist nährte sich statt dessen lieber mit Surrogaten der Religion, mit den Erzählungen aus dem Reich der Geister, Träume und Ahnungen, mit den Spukgestalten und Hexen, an die das Ehepaar Hotz (Frau Margret und Vater Jakob im „Grünen Heinrich“) glaubte. Diese übersinnliche Welt, verbunden mit naturphilosophischen Phantasien und Reisebeschreibungen, nährten sein nach Anschauung dürstendes Gemüt ganz anders als die moralisierende Frömmigkeit der Mutter. Hier trat ihm, um mit Kant zu reden, eine „Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ entgegen; ja, eine Religion ohne irgendwelche sittlichen Einflüsse auf das Leben ihrer Bekenner. Aber diese urwüchsige Religion nährte den Hunger ihrer Gläubigen nach dem Geheimnisvollen, Uebersinnlichen und Merkwürdigen, kurz alle die Seiten, wofür die aufgeklärte Religion Kants ebensowenig Verständnis hatte wie Elisabeth Keller.

Ueberhaupt müssen Keller merkwürdige Gestalten religiöser Verbildung schon früh entgegengetreten sein. Sonst wäre er nicht ein Meister in der Darstellung religiös mißbildeter Originale geworden. Doch sind ihm auch Darstellungen innig frommer Charaktere gelungen. Wen rührte nicht noch heute der fromme Schulmeister und seine vom „Grünen Heinrich“ so zart verehrte Tochter Anna!

Elisabeth Keller hatte das religiöse Leben ihres Kindes nur nach der einen Richtung hin zu pflegen gewußt, nach der Seite eines hausbackenen Gottvertrauens. Gemüt und Phantasie waren leer ausgegangen. Leider vermochte die Schule diesen Mangel erst recht nicht zu ergänzen. Vielmehr begann die Schule mit einem Mißverständnis und endete mit Aus-

weisung. Infolge eines Mißverständnisses bläute der Lehrer den arglosen Knaben gleich anfangs jämmerlich durch. Dessen Gewohnheit, still zu leiden, reizte die Wut des Lehrers nur noch mehr. Aber gerade bei diesem Vorfall tritt die starke religiöse Anlage mächtig in die Erscheinung. Während er sich hilflos der Mißhandlung preisgegeben sieht, dringt ihm das Gebet auf die Lippen: „Sondern erlöse uns von dem Bösen." Wo Menschenkraft und Menschenwitz zu Ende sind, weiß der Fromme über die endliche Welt hinaus höhern Schutz und Hilfe zu suchen.

Dies Verlangen nach überweltlichem Beistand würde, wenn es für sich allein die ganze Religion bildete, aus dem rein natürlichen egoistisch-eudämonistischen Triebe erklärt werden können. So hat man oft die Religion einseitig aus dem Verlangen nach Abhilfe aus drückender Lebensnot erklären und mit dieser Erklärung zugleich als durchschaute Illusion beseitigen wollen. Aber man übersieht dabei, daß die Hilfsbedürftigkeit des Menschen für sich allein die Religion nicht erzeugen kann. Sie hat tiefere Wurzeln im Gemüt; sie besteht in einem eigenartigen, mit nichts zu vergleichendem Erschauern vor einer Sphäre des Heiligen, die uns gleichzeitig im Gefühl unserer Nichtigkeit zurückstößt und doch wieder anzieht, uns zerbricht und wieder aufrichtet, uns richtet und beseligt.

Keller hat zwar niemals die religiösen Kontrastgefühle in der Tiefe durchlebt. Seiner schweigsamen Natur widerstrebte es, von innern Gemütserlebnissen zu reden. Die gesunde, nüchterne schweizerische Art ließ ihn zwar den errungenen Seelenfrieden des echten Frommen schätzen; aber er wollte keine geschwätzigen Bekenntnisse über innere Gemütserfahrungen, über geistlichen Trost und Begnadigung. Hierin setzte er die nüchterne, praktische Art seiner Mutter und überhaupt der aufgeklärten Kantischen Religiosität fort, die besondere „Gnadenerfahrungen" als Schwärmerei ablehnte. Aber das religiöse Ur- und Grundgefühl der Seele, das Erschauern vor einem Höhern, das plötzlich wie ein Geist aus einer andern Welt in das sinnlich-sichtbare Dasein tritt, die ehrfürchtige und dankbare Scheu vor einem tiefern Sinn des Daseins, das Gefühl der Verpflichtung einer höhern Macht gegenüber haben sein Leben von Anfang bis zu Ende bestimmt. Aber ebenso hat sein starkes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl jede kirchliche Bindung dieser allgemein menschlichen Frömmigkeit entschieden, ja leidenschaftlich abgelehnt. Ja, schon die spezifisch christliche Formung der allgemein menschlichen Religiosität, wie sie im Christusglauben, Erlösungs- und Vollendungsglauben sich ausspricht, schien ihm nicht die Krönung, sondern eine Vergewaltigung der menschlich-humanen Gesinnung zu sein.

Entsprechend der verkehrten Pädagogik jener Jahrzehnte stand im Mittelpunkte des Religionsunterrichts nicht die biblische Geschichte, sondern der Katechismusunterricht. Ist es nun schon schwer, wenn auch nicht ganz unmöglich, die Begriffe einer Katechismuslehre mit lebendiger Anschauung wie mit Fleisch und Blut zu umkleiden, so haben Kellers Lehrer jedenfalls diese Kunst nicht verstanden. Eine leidenschaftliche Abneigung gegen das dogmatische Christentum war die Folge jenes Unterrichts. Doch hören wir ihn selbst: „Ein kleines Buch voll hölzerner, blutloser Fragen und Antworten, losgerissen aus dem frischen Leben der biblischen Schriften, nur geeignet, den dürren Verstand bejahrter und verstockter (!) Menschen zu beschäftigen, mußte während der so unendlich scheinenden Jugendjahre in ewigem Wiederkäuen auswendig gelernt und in verständnislosem Dialoge hergesagt werden. Harte Worte und harte Bußen waren die Aufklärungen, beklemmende Angst, keines der dunkeln Worte zu vergessen, die Anfeuerung zu diesem religiösen Leben." Die Folge davon war, daß ihm „der Gedanke Gottes zu einem prosaischen, nüchternen Gedanken" wurde, zur „schulmeisterlichen Wirklichkeit".

Und doch sehnte er sich im letzten Grunde nach tieferem religiösem Gemütsleben und bedauert im „Grünen Heinrich", daß in jenem jugendfrischen Morgentau des Lebens kaum je eine tiefere Andachtsempfindung in ihm geweckt worden sei. „Ich betrachte diese halb gottlose Zeit gerade der weichsten und bildsamsten

Jahre, welche deren wohl sieben bis acht andauerte, als eine kalte, öde Strecke und weise die Schuld einzig auf den Katechismus und seine Handhaber."

Eine wie ganz andere Stellung zur Religion hätte Gottfried finden können, wenn ihm frühzeitig die Religion etwa im Bunde mit der romantischen Sehnsucht seiner Seele, als Quell des Herrlichsten in der Welt, wie z. B. bei Novalis und Schleiermacher, entgegengetreten wäre, gerade als Ergänzung der nüchternen schulmeisterlichen Wirklichkeit!

Und wirklich schien es, als sollte Keller, nachdem er 1834 gewaltsam aus der Schule entfernt worden war, als Autodidakt auch auf religiösem Gebiet die Tiefen religiösen Gemütslebens durchmessen. Es kam wirklich eine Zeit, von der er selbst sagt, daß der liebe Gott „mit erhöhter Klarheit begann, seine hochherrlichen und ewigen Rechte auch an mir geltend zu machen". Er vertiefte sich in langen Winternächten in die Romantik Jean Pauls und las unermüdet an die dreimal zwölf Bände des „unsterblichen Profeten", wie er ihn nennt. Hier fand sein Gemüt die Nahrung, die es so lange schmerzlich entbehrt hatte. In dieser Wunderwelt der Phantasie trat ihm nun auch in anderer Gestalt der Unendliche entgegen, „in den schillernden Weltmantel gehüllt, groß, aber voll Liebe, heilig, aber ein Gott des Lächelns und des Scherzes, furchtbar von Gewalt, doch sich schmiegend und bergend in eine Kinderbrust, hervorguckend aus einem Kindesauge wie das Osterhäschen aus Blumen! Das war ein anderer Herr und Gönner als der silbenstecherische Patron im Katechismus!"

Was die Jugendbildung gefehlt und versäumt, konnte jetzt noch ersetzt und nachgeholt werden. Wie stark ihm Naturandacht und Gottesgefühl zu inniger Einheit zusammenflossen, zeigt ein Satz, den er Ostern 1837 einem seiner Freunde ins Stammbuch schrieb: „Dort, wo der Weltgeist in stiller Größe waltet, immer neue Wunder schaffend, am Donner des schäumenden Wasserfalles oder beim Glanze jener leuchtenden Systeme, die sich über uns kreuzen, findet der Mensch seine heiligsten Stunden." Zu gleicher Zeit entwarf er das erst von J. Bächtold in Kellers Biographie veröffentlichte Idyll „Eine Nacht auf dem Uto". Gott in der Natur war wirklich von ihm erlebt; so schaute er im Sonnenuntergang, wie das Felsenhaupt des Berges zum flammenden Altar ward, um den die ganze Menschheit von Urbeginn an auf den Knieen lag. „Auf dem Altar strahlte ein geheimnisvolles Licht von unbestimmter Gestalt und unbekanntem Namen; aber erquickende, belebende Wärme ging von ihm aus, es verbreitete goldenen, sonnigen Schein durch die ganze Natur. Zu diesem Licht beteten alle Menschen, die da waren. Alle Nationen aller Zeitalter und aller Religionen verehrten dasselbe, nur unter verschiedenem Namen." Abseits steht nur „ein Häuflein armseliger Kreaturen, die Rotte der kurzsichtigen Freigeister, der Gottesleugner," die da glauben das Geheimnis der Natur ergründet zu haben. „Das Dasein eines Schöpfers zu leugnen, ist größerer Unsinn als der finsterste Aberglaube; auch waren sie samt ihrer Philosophie zehnmal unglücklicher als der einfältigste der Gläubigen." Auf den Pfaden poetischer und religiöser Romantik wandelte Keller etwa während eines Jahrzehnts.

Wie mit der Naturandacht, so verband sich die religiöse Empfindung mit dem Zartesten und Edelsten, was durch sein Herz ging, mit der Liebe zu der früh dahinsiechenden Henriette Keller, dem Urbild der lieblichen, frommen Anna, der Tochter des Schulmeisters im „Grünen Heinrich". „Neben ihr glaubte ich den lieben Gott lächeln zu sehen," schildert er den Eindruck, den die verklärte, von der Glut der untergehenden Sonne übergossene Gestalt des jungen Mädchens auf ihn machte, als sie vor ihm auf der letzten Bergeshöhe stand.

Und ebenso hat sich schon von frühen Jahren an religiöse Empfindung mit seinem echt demokratischen, freiheitlichen vaterländischen Fühlen verbunden, mit der Liebe zu Heimat und Volksgenossen, aber auch mit dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl, das ihn stets beseelte, und ernste, nüchterne Arbeit für das Gemeinwohl höher schätzen ließ als phrasenreiche Worte.

Leider wurde die eigenartige gefühls- und phantasiereiche religiöse Romantik, in

die sich Keller einzuleben begann, von der religiösen Unterweisung nicht genährt, die Keller im Herbst 1835 bis zu Weihnachten in Zürich empfing. Die Reflexionen des Grünen Heinrich über seinen Konfirmandenunterricht stellen das Resultat seiner innern Auseinandersetzung mit dem kirchlichen Christentum dar. Die Ansätze dieser eingehenden Kritik regten sich gewiß schon in dem Sechzehnjährigen. Aber erst das folgende Jahrzehnt mag diese Ansätze zum Reifen gebracht haben. Seiner Vernunft widerstrebte zunächst die bestimmte dogmatische Form, in die religiöse Gefühle, die er durchaus nicht ablehnte, gepreßt wurden. Sein Selbständigkeitsdrang lehnte sich auf gegen die Pflicht, die kirchliche Jugendlehre am Sonntag zu besuchen und dort sogar vor der Oeffentlichkeit die eingelernten Antworten auf die Katechismusfragen „aufsagen" zu müssen. Er nahm ferner Anstoß an der Verbindung von Staat und Christentum, die in den Zeiten vor 1848 noch bürgerliche Rechte von der Erfüllung kirchlicher Pflichten abhängig machte. Das führte ihn dazu, daß er seit seiner Konfirmation den kirchlichen Gottesdienst nicht mehr besuchte. Der tiefste Grund seiner Abneigung war, daß er zwar überall ein allgemein menschlich religiöses Gefühl suchte, aber nicht bloß alle kirchlichen Formen, sondern auch die spezifisch christliche Färbung religiösen Empfindens als Verbiegung und Unnatur ansah.

Die Disputationen des Grünen Heinrich mit dem frommen Schulmeister sprechen deutlich Kellers Grundempfinden aus: „Meine Einsprachen bestanden darin, daß ich gegen das Christliche protestierte, welches das alleinige Merkzeichen alles Guten sein sollte. Ich befand mich in dieser Hinsicht in einem peinlichen Zerwürfnisse. Während ich die Person Jesu liebte, war ich doch gegen alles, was sich christlich nannte, ganz feindlich geworden, ohne recht zu wissen warum, und ich war sogar froh, diesen Haß zu empfinden; denn wo sich Christentum geltend machte, war für mich reizlose und graue Nüchternheit."

Wie ganz anders hätte sich Kellers Religiosität entwickelt, wenn die religiöse Unterweisung ihm das Christentum als Vollendung und Läuterung des Echt-Menschlichen, als Welt der wahren Freiheit und Erlösung nahe gebracht hätte. So aber sträubte er sich leidenschaftlich dagegen, daß der Gehalt religiöser Empfindung „in eine Staatsreligion gespannt" wurde. Der Unterricht begann mit der Lehre von der Sünde. Keller verkannte in seiner durchaus ehrlichen Art nicht, daß in seiner eigenen Natur ein lebendiges Gefühl persönlicher Unzulänglichkeit und Schuld sich geltend mache. Im „Grünen Heinrich" hat er die Art der Gewissensbisse und das Problem der Verzeihung durch Menschen, durch Gott und durch das eigene Bewußtsein in dem erdichteten (der Wirklichkeit seines Lebens nicht entsprechenden) Verhältnis zu dem unglücklichen Maler Römer gründlich und aufrichtig erörtert. Ueberhaupt ist die Darstellung seiner Jugenderlebnisse ein ehrliches Geständnis der vielen Irrwege, die ihn ein tragisches Schicksal, nicht ohne seine eigene Schuld, hat gehen lassen. Besonders stark war sein Schuldgefühl der Mutter gegenüber. Ja, der Grundgedanke der ersten Fassung des „Grünen Heinrich" ist geradezu der folgende: Ein Mann, der sein Nächstes und sein Heiligstes, das Mutterleben, durch Gram, den er ihr bereitet, zerstört, hat damit das Anrecht verloren, in der bürgerlichen Welt weiter zu leben und zu wirken. Auch wenn sich nach schwerem Ringen ihm endlich eine bürgerliche Laufbahn öffnet, muß ihn doch das Gefühl der schweren Schuld so niederdrücken, daß ihn Selbstqual über sein bisheriges verfehltes Leben und den kummervollen Tod seiner Mutter verzehrt. Wer dies so stark wie Keller empfand, mußte eigentlich besonders dafür empfänglich sein, daß die christliche Lehre von Schuld und Versöhnung, die tiefer als jede andere Religion oder Weltanschauung den Ernst der Selbstbeurteilung, die Aufrichtigkeit des Schuldgefühls weckt und dann auch in der verzweifeltsten Lage Hilfe und Vergebung erschließt, wie ein erfrischender Regen vom dürren Erdreich aufgenommen werde. Aber der Konfirmandenunterricht hatte durch seine unlebendige, steife Art dazu geführt, „das Bekenntnis der Sünden professionsmäßig zu betreiben". Das, meint Keller, „verwandelt jene natürliche und unbefangene Selbsterkenntnis mit einem

Schlage in ein manieriertes Zopftum, aus welchem mich eine unsäglich frostige Nüchternheit und Schlaffheit anweht". So war auch hier das Resultat: das Christentum schien ihm das allgemein menschliche Schuldgefühl in unnatürlicher, besonders im Erbsündendogma verbildeter Art darzustellen, so daß sein gesunder Wahrheitssinn es ablehnen zu müssen meinte.

Nicht besser ging es ihm mit dem zweiten Punkt, der Lehre vom Glauben und der Erlösung, der im dogmatischen Konfirmandenunterricht behandelt wurde. Voll Vertrauen auf Gott und seine Vorsehung, auf seine künstlerischen Fähigkeiten und auf eine lichtere Zukunft, die nach den Jahren schweren Ringens kommen werde, begann er seine Laufbahn, zuerst als Maler, später als Dichter. So sind seine Briefe aus München an die Mutter voll rührenden Mutes und hoffenden Glaubens. „Denke, daß mein Schicksal so gut in Gottes Hand steht als das jedes anderen Menschen." (13. August 1841.) „Ich habe bis jetzt keine Ursache, an der Vorsehung zu zweifeln." (9. Sept. 1841.) „Ich kann Dich noch einmal nur bitten, auf Gott und meinen bessern Geist zu vertrauen und nicht übermäßige Sorge deswegen zu haben; sondern glaube nur, daß ich auch täglich an Gott denke und ihm vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen." (20. Dez. 1841.) Und sein Tagebuch, das er nach der Rückkehr von München am 8. Juli 1843 in Zürich begann, enthält am ersten Tage den Eintrag: „Ich werde vertrauend hoffen und immer wieder hoffen, bis meine Augen brechen; und wann dann die Menschen mich auslachen und sagen werden: Siehe, du hast umsonst gehofft, du stirbst arm und verlassen, wie du geboren wurdest, so werde ich zu ihnen sagen: Ihr Toren! jetzt geht die Hoffnung erst recht an!"

Geradezu tragisch war es, daß die kirchliche Lehre vom Glauben in einer ihn abstoßenden Weise dargestellt wurde, als ob es darauf ankomme, eine bestimmte dogmatische Theorie zu glauben, nämlich: daß Gott, um die Menschen vom Verderben zu erretten, sich einzelnen auf wunderbare Weise geoffenbart, schließlich einen Erlöser gesendet unter Umständen, die unser Verstand nicht begreifen könne, aber doch fest glauben müsse, weil von diesem Glauben die Seligkeit abhänge. Er sah im christlichen Glauben wieder nichts anderes als eine gewaltsame Verzerrung dessen, was ohne alles Christentum in der gesunden Seele auftaucht: des Glaubens an das Gute und Schöne, an den Sieg redlichen Strebens, an den Triumph der Freiheit und des Rechts, an ewigen Frieden der Völker und die Zukunft des eigenen Vaterlandes. Es entging Keller, daß jener allgemeine Glaube an die Güte und Schönheit der Welt, an das eingeborene Gute der Menschennatur in den schwersten Proben versagt, wenn er nicht überhöht und gestärkt wird durch eine an den historischen Tatsachen des Urchristentums sich emporrankende Erschließung höherer, weltüberwindender Kräfte. Er hat nie erkannt, daß das historische Christentum die allgemein menschliche Anlage zur siegreichen Kraft auszubilden imstande ist. Es gelang ihm nicht, durch die Hüllen eines steifen dogmatischen Gewandes die tiefere Erkenntnis des spezifisch Christlichen zu gewinnen.

Sogar bei der ethischen Seite des Christentums, der christlichen Liebe, schien Keller wiederum das spezifisch Christliche eine Verzerrung des ursprünglich in jedem Menschen wurzelnden allgemeinen Gefühls der Liebe zu sein. Ihm kam nicht in den Sinn, daß gerade da, wo die natürliche Liebe aus Neigung und Sympathie zu Ende ist, wir eine höhere Kraft der Liebe aus Gott brauchen, um nicht zu ermatten. Den Sieg der Liebe über alle Selbstsucht und Mattherzigkeit verbürgt uns schließlich der Glaube an die in der historischen Person Jesu erschienene unerschöpfliche Liebesmacht der Erlösung. Keller dagegen ging eigenartige Gedankenwege. Der Gedanke an Gott schien ihm die natürliche Einfalt einer aus Herzensneigung fließenden Tat zu stören. Die „eigennützige Hoffnung, daß Er uns die Tat gut schreiben werde", bringe eine die wahre Sittlichkeit trübende Spekulation in die Handlung. So sagt er im „Grünen Heinrich", er habe sich immer gefreut, wenn er, ohne vorher an Gott zu denken, seine Pflicht erfüllt habe. Ja, es kam sogar vor, daß er etwas Gutes unter-

ließ, wenn er vorher an Gottes Wohlgefallen dachte und nun doch nicht aus berechnender Selbstsucht handeln wollte. In welch merkwürdiger Verzerrung tritt hier die christliche Sittlichkeit auf! Keller sieht nicht, daß der populäre Lohngedanke in unzureichender Form die tiefere Wahrheit von einer sittlichen Weltordnung, von dem innern Segen und der siegenden Macht des Guten enthält.

Eine Bemerkung allgemeinerer Art drängt sich uns hier auf. Die Generation vorher, die Zeit der Aufklärung, hatte das Christentum in innigem Bunde mit allem menschlich Edeln und Schönen erfaßt. Kellers früh verstorbener Vater gehörte ebenso wie seine Mutter dieser Geistesrichtung an. Das Christentum war von dieser Zeit nicht in seiner vollen Tiefe erfaßt und verstanden worden. Aber was diese Zeit sich vom Christentum angeeignet hatte, war ihr wirklich eigentümlicher Besitz und wertes Eigentum geworden. Die neu einsetzende Kirchlichkeit suchte das Besondere des Christentums in besserer Weise zum Ausdruck zu bringen. Aber viele Vertreter des dogmatischen Christentums verstanden nicht, den Bund des Christentums mit allem menschlich edeln Streben neu zu schließen. So ging ein klaffender Riß durch das Volksleben. Hier edles Menschentum, dort enge Kirchlichkeit!

Ja, Schleiermacher sah schon im Geiste eine Zeit nahen, in der das Christentum mit der Barbarei und die Wissenschaft mit dem Unglauben Hand in Hand gehen werde. Keller hat das Kirchentum nie in einer ihn anziehenden und gewinnenden Weise kennen gelernt. Auch von München schreibt er an die Mutter am 19. September 1841: „Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in die unsere, sondern in katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessen ungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten, tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen."

Keller hat niemals starke, in sein Inneres greifende Eindrücke von einer Predigt empfangen. So blieb er der Vertreter einer ausgesprochen unkirchlichen Weltfrömmigkeit und lehnte leidenschaftlich jeden Anspruch der Kirche als unberechtigten Eingriff in seine persönliche Freiheit und Selbständigkeit ab. In dem Gedicht „Nachtfahrer" schildert er, wie der Frieden der Südsee und ihrer stillen Inseln von den „Bleichgesichtern" Europas gestört wird; ihnen voran schreitet „der Christenpriester, schwingend in den Händen das Marterholz mit dem gequälten Gotte". Folgt man der Vision dieses Gedichtes, so würde aus ihm folgen: Die naturgemäße Entwicklung der wilden Völker wird nicht bloß gestört, indem Europa ihnen ihre Kultur bringt, die sie nicht begehren, und sie dafür ausbeutet, sondern auch indem es ihnen das Christentum bringt, das ihre religiöse Entwicklung ebenso verbildet, wie das Christentum das wahre Menschentum zur Unnatur verkehrt hat. Kein Wort über die segensreichen Wirkungen der Heidenmission! Begreiflich ist es daher als Nachwirkung seiner Jugenderlebnisse, daß der Dichter im allgemeinen eine starke Abneigung gegen die Pfarrer und Theologen behalten hat. Seine Jugend war jedenfalls durch ungeschickte Theologen mißleitet worden.

Mit Begeisterung sog Keller nur eine Lehre in sich auf: die christliche Lehre vom Geiste, der ewig ist und alles durchdringt. Sie war ihm „das Heiterste und Schönste" im Christentum. Aber er deutete sich diese Lehre in seinem Sinne so um, wie es philosophisch die Hegelsche Schule tat: „Gott ist nicht geistlich, sondern ein weltlicher Geist, weil er die Welt ist, und die Welt in ihm; Gott strahlt von Weltlichkeit." Ein pantheisierender Glaube, wie ihn Goethe, aber auch der junge Schleiermacher hatten, wird sich immer einstellen, wenn ein junges Menschenherz mit starker religiöser Empfindung die Harmonie von Gott und Natur fühlt, die herrlichen Gottesgaben in der eigenen Brust mit schwellender Freude empfindet und jubelnd an eine Aufwärtsbewegung der Völker zu Freiheit und irdischem Glück glaubt. Solange die Weltfrömmigkeit

noch nicht die ernsteren Kämpfe mit Leid und Schuld durchgekämpft hat, wird ein optimistischer Pantheismus ihr nahe liegen.

Wie ernst es Keller mit diesem seinem Glauben war, zeigt sein erstes Bändchen Gedichte sowie sein Nachlaß. In seinem schönsten Liebesgedicht „Die Mitgift", das der Jugendliebe zu Henriette Keller entstammt, vereinigt sich ihm Naturschönheit und Liebe zu der schönen Vision: er schaut den Herrn der Welt in seiner Schönheit durch die Frühlingslandschaft schreiten; und als Gottes Blick und Ruf ihn trifft, darf er kühn an Gottes Seite durch die Fluren schreiten und dem Höchsten sein Herz, seine Liebe, aber auch seine Armut bekennen. Der Herr würdigt ihn der schönen Antwort: Für ihn und sein Lieb soll der Frühling besonders blühen; Anmut und froher Jugendsinn sollen Brautführer sein und ein unvergängliches Gottvertrauen der Felsen, auf den sie ihr Haus bauen dürfen. So trat er auch in seinem ersten Bändchen Gedichte als Streiter für den Gottesglauben und für ein persönliches, ewiges Leben gegen den polternden und spöttischen Atheismus von Männern wie Arnold Ruge und Karl Heinzen auf den Plan; er kämpfte Hand in Hand mit Freiligrath, Follen und Wilhelm Schulz gegen Egoisten und Atheisten, die er als „Ichel" anredet.

Aber es sollte nicht lange dauern — da ging er, nicht ohne Bedenken und inneres Sichwehren, fast in das Lager der bisherigen Gegner über. Dazu führten ihn Ludwig Feuerbachs Vorlesungen über das „Wesen der Religion", die er im Winter 1848 auf 1849 in Heidelberg hörte. In Feuerbach fand Keller den Philosophen, der ihm das bot, was Schiller an Kant, Goethe an Spinoza gefunden hatten: eine Weltanschauung, die seiner persönlichen Lebensstimmung und seinem dichterischen Bedürfnis entsprach. Der Einfluß der Romantik schwand allmählich dahin. Von Feuerbach eignete er sich nicht einen öden, geistlosen Naturalismus an; aber er lernte jetzt die geistige und sinnliche Welt als ein herrliches, ungeteiltes Ganze betrachten:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt."

Die Herrlichkeit der Welt hatte der Jüngling mit Pinsel und Palette festhalten, mit weit mehr Glück der Dichter besingen wollen; der Mensch hatte sie geschaut und empfunden. Es war ein Goethescher Zug in dieser Weltfrömmigkeit. Auch Keller hätte mit Goethe sagen können: „Gott zu schauen, wo und wie er sich offenbart, das ist volle Seligkeit auf Erden." Bisher hatte sich Keller Gott nur als persönlichen Schöpfer denken können. Seine dichterische Phantasie hatte ihn im Kleide der Natur durch die Frühlingswelt schreiten sehen. Nun fiel ihm die Persönlichkeit Gottes unter Feuerbachs Kritik dahin. Aber ein eigentlicher Atheismus blieb doch nur eine kurze Episode in seinem Leben. Sein immer noch lebendes, wenn auch zuweilen erfrorenes religiöses Grundempfinden überwand die Negation alles Glaubens. In poetischer Verklärung schildert das Gedicht „Nachtfalter", wie ihn die Pracht der Sternenwelt und die duftende Blüte der Blumen, vor allem sein Herz voll Liebe zu den lebendigen Wesen befreite, als er in prächtiger Sommernacht wild und gottverleugnend ein Lied begann, im Zorn an seinen „Höllenpsalter" schreibend. Sein ureigenstes Lebensgefühl wurde Herr über die finster brütenden Nachtgedanken. Die Vorstellung eines persönlich waltenden Gottes ließ Keller fallen; aber sein religiöses Grundgefühl ließ ihn den Glauben an eine Weltordnung, an den Sieg des Guten und der Freiheit in der Völkerwelt nicht verlieren. Das Aufgeben des persönlichen Gottesglaubens war mit dadurch bestimmt, daß das um Feuerbach, Ruge u. a. sich scharende junge Deutschland ebenso gegen die Monarchie im Staate wie gegen Gott als den Weltmonarchen kämpfte. Anders die Reaktionäre. Sie erblickten in Orthodoxie und monarchischem Prinzip zwei einander gegenseitig stützende Erscheinungen. Daß Keller als guter Demokrat und Republikaner nicht auf diese Seite trat, ist begreiflich genug.

Da ihm die Demokratie, getragen von einem lebendigen Gemeinsinn und von einem starken Gefühl der Verantwortung aller für alle, die beste, ja einzig mögliche sittliche Staatsform zu sein schien, so glaubte er auch das Universum am besten

Gottfried Keller (1819—1890).

Gewitterlandschaft (um 1842).
Aquarell.
(Mit freundl. Erlaubnis der Gottfried Keller-Nachlaßverwaltung.)

mit einer großen Republik vergleichen zu dürfen. Bestimmte Glaubensformen und Dogmen aber lehnte er seit jener Zeit entschieden ab. So endete seine individualistische kirchenlose Weltfrömmigkeit in dem Goethe-Wort: das Unerforschliche still verehren! In der Novelle „Das verlorene Lachen" legte er sein abschließendes Glaubensbekenntnis mit aller wünschenswerten Deutlichkeit nieder: „Ich glaube, der Sache nach habe ich wohl etwas wie Gottesfurcht, indem ich Schicksal und Leben gegenüber keine Frechheit zu äußern fähig bin. Zugleich ist mir bei allem, was ich auch ungesehen und von andern ungewußt tue und denke, das Ganze der Welt gegenwärtig, das Gefühl, als ob zuletzt alle um alles wüßten und kein Mensch über eine wirkliche Verborgenheit seiner Gedanken und Handlungen verfügte oder seine Torheiten und Fehler nach Belieben totschweigen könnte. Wie nun dieses Wissen aller um alles möglich und beschaffen ist, weiß ich nicht; aber ich glaube, es handelt sich um eine ungeheure Republik des Universums, die nach einem einzigen und ewigen Gesetze lebt, und in der schließlich alles gemeinsam gewußt wird."

Vergleichen wir dies letzte Bekenntnis Kellers mit der träumenden Phantasie des Knaben! Das Kind schweifte von dem leuchtenden Hahn auf der Predigerkirche zum Bilde Gottes hinüber. Dem reifen Dichter und gewissenhaften Staatsschreiber in Zürich war ein wohlgeordnetes freies Gemeinwesen mit verantwortungsvoller sittlicher Mitarbeit aller Bürger das höchste, was er sich denken konnte. So bildete sein dichterisch-metaphysischer Trieb ebenso unwillkürlich, die Erden-Republik ins Jenseitige hinauf steigernd, sich das Idealbild einer universalen Weltrepublik, trotz der Unmöglichkeit, sich eine solche bis ins einzelne zu denken oder auszumalen. Daß auch in dieser Phantasie der Gedanke eines Weltenoberhauptes nahe genug liegt, zeigt die halb scherzhafte Fortsetzung des Gesprächs, in der die Großmutter erwidert, er werde für seine Republik schon noch einen Bürgermeister bekommen. Jukundus versichert, er fühle die lebendige Wahrheit des Wortes: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Dies Wort enthält eine weitherzige Duldung vieler Individualitäten und entsprach so dem Freiheitssinn Kellers, der jede religiöse Eigenart dulden wollte; aber es spricht doch eigentlich von einem Weltenoberhaupt. Unentwegt hat Keller die Verantwortung, die Pflicht, das Gemeingefühl vom Menschen gefordert und den Glauben an eine Vorsehung und sittliche Weltordnung vertreten. Er hätte konsequenterweise bei aller Ablehnung des Dogmatismus auf einen einheitlichen, regierenden Weltwillen schließen oder doch in die Nähe dieses Begriffes gelangen müssen.

Nach Feuerbachs philosophischer Ueberzeugung ist alles Geistige eine Erscheinungsform des wahrhaft wesentlichen Sinnlichen. Deshalb muß sich der Geist zusammen mit dem Körper im Tode auflösen. Auch hierin meinte trotz anfänglichem innerm Widerstand Keller dem Lehrer folgen zu müssen. Sechs Jahre vorher hatte er noch in sein Tagebuch geschrieben: „Das Irdische, Schwere wird mit meinem Leibe verwesen; das Bessere aber wird mit dem Geiste hinaufschweben, wo das neue, hellere Leben beginnt. Werden dann nicht die Erfahrungen und Ahnungen dieses Lebens, geläutert und gereinigt in dem verborgenen Feuer des Grabes, unser neues und schöneres Gewand bilden, in welchem wir die ewige Reise unseres Seins fortsetzen?" Auch sein 1846 in der ersten Gedichtsammlung erschienenes, zur Nationalhymne gewordenes Vaterlandslied setzt diesen Ewigkeitsglauben voraus, wenn der Dichter sein „Staubgewand" einst abwerfen will. Darin liegt unausgesprochen die Hoffnung ausgedrückt, daß er nach dem Tode in ein reineres Dasein übergehen werde. Dagegen bekennt er am 28. Januar 1849 seinem Freunde Wilhelm Baumgartner, der das Lied erst durch seine Komposition wirklich volkstümlich gemacht hat: „Für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfing, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, daß man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird."

Daß dies eine Selbsttäuschung war, merkte er freilich bald. So schrieb er ein

Jahr später, am 4. April 1850, an Freiligrath: „Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz, im Guten wie im Schlimmen, der Alte geblieben.“ Keller erkannte ganz richtig, daß das Ringen um neue Glaubensformen nicht direkt und unmittelbar das sittliche Verhalten des Menschen beeinflußt. Denn es ist oft ein weiter Weg von der zunächst philosophisch erkämpften Weltanschauung zu der willensmäßigen Lebensführung und -gestaltung. — Die beiden ersten Gedichtsammlungen von 1846 und 1851 unterscheiden sich deutlich dadurch voneinander, daß Keller in der zweiten einem ruhigen, milden und schmerzlosen Verzicht auf das ewige Fortleben des Geistes poetischen Ausdruck verleiht. Wohl blüht die Natur in ewig neuer Schönheit, immer erneut sich der Wechsel der Dinge; aber jede einzelne Rose muß sterben, jede Welle im Meer vergehen.

„Und nur du, mein armes Herz,
Du allein willst ewig schlagen,
Deine Lust und deinen Schmerz
Endlos durch die Himmel tragen?“

So hat er „das Trugbild der Unsterblichkeit“ sich aus dem Sinn geschlagen. Er schaut wie früher froh zum blauen Himmelsdome der Welt auf; aber er hofft jetzt nicht mehr auf „ein bessres Vaterland“.

Ob dieser Verzicht das letzte Wort Kellers geblieben ist? Wir haben keine Anzeichen, daß er seine Ueberzeugung geändert hat. Aber er hat auch später nie mehr so entschieden wie damals unter Feuerbachs Einfluß seinem Glauben an ein ewiges Sterben Ausdruck gegeben. Wir können daher nicht mehr entscheiden, ob das Weiterleben und -wirken in der Erinnerung und in den Werken die einzige Ewigkeit geblieben ist, mit der er sich begnügte. Vielleicht hat er später empfunden, daß hier ein Geheimnis vorliegt, das weder allzu kühnes Behaupten noch auch Bestreiten zu ergründen vermag. Darauf weist eine Bemerkung der zweiten Bearbeitung des „Grünen Heinrich“ hin: „Der Umweg über das Grafenschloß (d. h. der Einfluß Feuerbachs) hatte mich nicht nur die Mutter, sondern auch den Glauben an ihr Wiedersehen und an den lieben Gott gekostet, alles Dinge indessen, deren Wert nicht aus der Welt fällt und immer wieder zum Vorschein kommt.“ Die letzte Phase in der Entwicklung seiner Ewigkeitsgedanken wird wohl am deutlichsten durch das Bekenntnis von Keller-Jukundus am Schlusse des „Verlorenen Lachens“ ausgedrückt mit den Worten: „Der Dinge gewärtig, die kommen oder nicht kommen werden ...“.

Das Resultat seiner religiösen Entwicklung war eine entschiedene Kampfstellung gegen einen bestimmt umrissenen positiven Glauben. Die Kämpfe der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts gegen Unduldsamkeit und Glaubenszwang, gegen Engherzigkeit, Staatskirchentum, Orthodoxie hatten Keller dauernd in Opposition gegen Kirche, Theologie und Pfarrer gebracht. Aber ebenso bekämpfte er auch alles Antipfaffentum, alles vorschnelle und oberflächliche Bestreiten des religiösen Glaubens. Wie er in „Wurmlinger“ die Karikatur eines aus lauter Rechthaberei den Glauben verteidigenden Originals geschaffen hatte, so fügte er in der zweiten Fassung des „Grünen Heinrich“ in der Gestalt des Peter Gilgus die Karikatur eines Feuerbach-Schülers ein, der von der Bekämpfung des Glaubens lebt und als eifriger Apostel des Atheismus sich von Feuerbach und seinen Gesinnungsgenossen durchfüttern läßt.

Sein eigenes Glaubensbekenntnis entbehrt der heroischen Kraft, die Luther, Calvin, Paul Gerhard und J. S. Bach, jeder in seiner Art, zum Ausdruck gebracht haben; es fehlen die starken Spannungen und Kontraste, die den kämpfenden Glauben zum triumphierenden machen. Die Gegensätze zwischen Gott und Welt sind von vornherein auf ein Mindestmaß herabgestimmt, und eine milde Fügsamkeit beseelt den Dichter, wenn er seinen Jukundus sagen läßt: „Ich glaube nicht verlangen zu können, daß es überall und selbstverständlich gut gehe, sondern fürchte, daß es hie und da schlimm ablaufen könne, und hoffe, daß es sich dann doch zum Bessern wenden werde.“

Kellers Religiosität hätte Fühlung mit

der Geistesrichtung gewinnen können, die in Zürich durch A. E. Biedermann, Hirzel, Heinrich Lang u. a. zu einem bedeutenden Ansehen gelangte: mit der kirchlichen Reformrichtung. Der Kampf gegen Dogmatismus und Unduldsamkeit, der echte demokratische Freiheitssinn, das eifrige Bestreben, das allgemein Menschliche in der religiösen Anlage und Empfindung zu betonen, der energische Versuch, die Fühlung mit der Bildung der Zeit zu behalten, all das mußte Keller sympathisch sein. Und wirklich finden wir z. B. in seinem Entwurf zu dem Bettagsmandat von 1862 einen Satz, den ein Reformpfarrer genau so hätte formulieren können: „Unsere Kirche wird allmählich, aber sicher in jener Reinigung von der Willkür menschlichen Wähnens und Streitens und in jenem frischen und liebevollen Anfassen der Welt fortschreiten, welche ihr endlich wieder die allgemeine Macht über die Gemüter verleihen und sie vor drohender Zersplitterung bewahren werden."

Man hat behauptet, Keller habe hier nur den üblichen Kanzelstil nachgeahmt. Aber jedes Wort dieses in den „Nachgelassenen Schriften" veröffentlichten Mandats atmet so eigentümlichen Kellerschen Geist und ist so vollständig wahr und gerade empfunden, daß es unrecht ist, ihm in diesem einen Satz Anpassung, also eigentlich Heuchelei, vorzuwerfen, die ihm von Grund des Herzens aus so zuwider war.

Wie ist es nun zu erklären, daß Keller in seinem „Verlorenen Lachen" die heftigste Polemik, die es je gegeben, gegen die freisinnigen Pfarrer niederregnen ließ und sie im „Martin Salander" noch fortsetzte? Persönliche Abneigung oder gar Aerger darüber, daß Lang ein von Keller verfaßtes Bettagsmandat kritisiert hat, ist gewiß nicht der Grund. Keller hat sich mit Recht dagegen verwahrt, daß man ihm so kleinliche Gehässigkeit andichte. Der Grund lag tiefer, er lag in seinem Freiheits- und Unabhängigkeitssinn, genauer in dem starken religiösen Individualismus, der ihm eigen war. Er wollte von der Kirche und ihren Vertretern in Ruhe gelassen werden. „Wenn sich das Ewige und Unendliche immer so still hält und verbirgt, warum sollten wir uns nicht auch einmal eine Zeit ganz vergnügt und friedlich still halten können? Ich bin des aufdringlichen Wesens und der Plattheiten aller dieser Unberufenen müde, die auch nichts wissen und mich doch immer behirten wollen."

Kellers kirchenloser Religiosität widerstrebte es, daß auch freisinnige Geistliche die Pflicht der Kirchlichkeit betonten. Da er selber durch Unterricht und Predigt niemals tiefere Anregung und Erbauung gefunden hatte, sah er hierin nur einen unberechtigten Versuch der Bevormundung und wahrte sich das heilige Recht völliger Unkirchlichkeit. Ferner stimmte er wohl mit Biedermann und Lang überein, wenn diese den Begriff der Persönlichkeit Gottes als einen unzulänglichen kritisierten und auch das ewige Leben in Form des persönlichen Weiterlebens dahingestellt sein ließen. Aber Keller schloß daraus: „Wenn die persönlichen Gestalten aus einer Religion hinweggezogen sind, so verfallen ihre Tempel, und der Rest ist Schweigen."

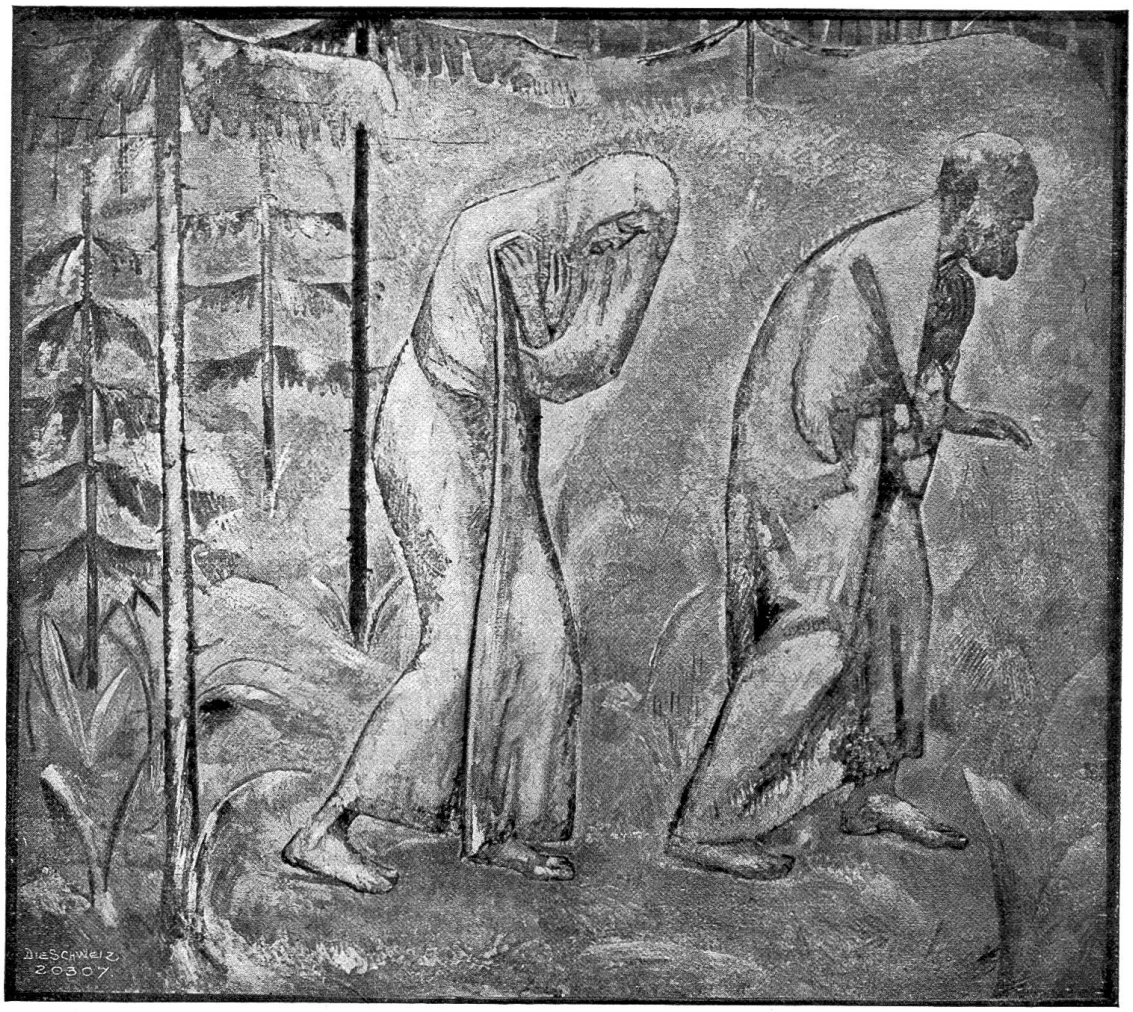
Das wortreiche Rednertum H. Langs schien ihm jedoch einen unklaren Kern mit vielen poetischen Floskeln zu verhüllen. Sein Sinn für alles Echte und Wahre bewog ihn, in dem Pfarrer von Schwanau einige Schwächen Langs, dazu wohl auch einige Züge von Kambli, dem ebenfalls der Reformrichtung angehörenden Pfarrer von Horgen, zu der Karikatur eines Seelsorgers zusammenzufügen, der über allem eifrigen Reden und Wirken für seine eigene Person des Glaubens nicht mehr bedarf, sich in geschäftliche Spekulationen einläßt und schließlich froh ist, einen andern Beruf zu finden. Gewiß ist weder Lang noch Kambli mit diesem Pfarrer gemeint; Keller wollte lediglich gewisse Schwächen und Gefahren der Reformrichtung, so, wie er sie sah und empfand, mit dieser Schilderung treffen.

Ueberhaupt ist Keller ein Meister in der Darstellung religiös mißbildeter Charaktere geworden. Nur G. Hauptmann in seinem „Emanuel Quint" hat ihn darin erreicht. Welch wundervolles Bild der Auswüchse schwärmerischer Religiosität in den Zeiten der Reformation gibt die „Ursula" in den „Züricher Novellen"! Aber auch dort stehen Hansli Gyr und Zwingli als Muster nüchterner Redlichkeit jener Verbildung gegenüber. Und ebenso hat

Keller wahr und treu nach dem Leben in Ursula und Agathe im „Verlorenen Lachen" dem Pfarrer zwei ungebildete Frauen gegenübergestellt, die den Herzensfrieden und die Demut des Glaubens besaßen und die wohlwollendste Nächstenliebe übten, ohne freilich in wohlgesetzten Worten Rechenschaft über ihren Glauben abgeben zu können. Auch die Geschichte von der Mißhandlung des kleinen „Meretlein" durch einen steifen, altgläubigen und dabei im Innersten selbstsüchtigen Pfarrherrn im „Grünen Heinrich" ist symbolisch gemeint. Meretlein entläuft der pedantischen, lieblosen Zucht des Pfarrers, der das jugendfrische Kind geistig verkommen läßt. Es freut sich der schönen Natur in harmloser Frische und unbefangener Natürlichkeit und geht zugrunde, da man es mit Gewalt eingefangen hat und zu zähmen sucht. Keller hat damit symbolisch seine eigene Natur dargestellt, die auch kein Habit, weder ein orthodoxes, noch ein freisinniges kirchliches duldete. Er wollte nicht Christ, sondern ein „echter Heide" sein, keineswegs aber ein Spötter, auch nicht ein Ungläubiger; eine echt menschliche Humanität im Sinne Goethes und Feuerbachs war ihm das Höchste.

Nicht eine geschichtlich-positive Religion sollte seine Heimat sein. Das führte freilich dazu, daß die religiöse Anlage, die ursprünglich so stark in ihm lebte, später abblaßte und matter wurde. Im „Fähnlein der sieben Aufrechten" hat Keller diese sanfte, etwas verblichene Religiosität seiner demokratischen Freiheitshelden zum Ausdruck gebracht. Es sind alles tüchtige Bürger, die ihren Beruf verstehen, für ihr Vaterland und die Freiheit erglühen. „Sämtlich stehen sie nicht im Geruche besondrer Heiligkeit! Spärlich sieht man einen von ihnen in der Kirche! Auf geistliche Dinge sind sie nicht wohl zu sprechen!" Ein patriotischer Freudentag bildet für sie des Lebens höchste Wonne. Aber an solchen Festtagen schwingt für sie ein religiöser Unterton mit, und „so oft das Vaterland in Gefahr ist, fangen sie ganz sachte an, an Gott zu glauben."

Eine solche leise, abgedämpfte Frömmigkeit, die für gewöhnlich im Hintergrund der Seele schlummert, aber hin und wieder hervorgeholt wird, ist freilich nicht der mutige Glaube eines Luther, Zwingli oder Calvin. Aber Keller hat damit dem Empfinden weiter Kreise Ausdruck gegeben, die nur eine gedämpfte religiöse Temperatur vertragen und von jeder kräftigen Frömmigkeit befürchten, sie werde sich wie eine drückende Last auf die freie Menschlichkeit legen oder gar durch ein hierarchisches Kirchentum die Freiheit unterdrücken. Die leuchtenden Ideale Kellers lagen nicht im religiösen Glauben. Hierin unterscheidet er sich z. B. von C. F. Meyer, der mit ganz anderer Wucht und Kraft den Christenglauben als höchste Quelle der Kraft erlebt hat. Keller erglühte für die Schönheiten der Natur, für demokratischen Fortschritt, für Freiheit, Freundschaft und Menschenliebe, für künstlerisches Schaffen. Aber in merkwürdigem Gegensatz zu seinem optimistischen Glauben an die Schönheit der Welt und die Güte der Menschennatur traten in seinem eigenen Wesen im Alter Herbigkeit, Reizbarkeit, Mißtrauen und Launen, der unüberwundene Rest seiner Natur, immer stärker hervor und gestalteten den persönlichen Verkehr mit ihm oft schwierig. Gewiß war es nicht geradezu Mangel an tieferem Wohlwollen und ganz inniger Freundschaft, wie Bächtold in der oft kritisierten Stelle seiner Biographie gemeint hat. Aber jeder optimistische Glaube bedarf eines andern Fundaments, um zum wirklichen Siege über sich selbst und alles Harte in der Welt zu gelangen. Kellers Leben war nach harten Lehr- und Wanderjahren ein langsamer, aber sicherer Aufstieg zur Höhe dichterischen Könnens und Schaffens, schließlich auch zum stetig wachsenden Weltruhm. Seiner religiösen Entwicklung ist derselbe Anstieg versagt geblieben. „Der gefrorene Christ", dieses Motto aus Angelus Silesius, paßt auf ihn. So fehlt auch seinem Wesen im Alter die tiefste Quelle der Verjüngung. Aber echt, wahr und getreu ist sein Wesen wie Dichten geblieben; seinem Glauben getreu ist er auch in stillem Verzicht, in milder Resignation in lange Krankheitsmonate sich fügend, verschieden. Betend redet er, der so oft zum Sternenhimmel aufgeschaut, den Heerwagen, das mächtige Sternbild der



Cuno Amiet, Oschwand.

Der Jungbrunnen II.

Eigentum der Zürcher Kunstgesellschaft.

Germanen, an. „So nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — Ich spähe weit, wohin wir fahren."

Prof. Dr. Johannes Wendland, Basel.

Pole.

Nachdr. verboten.

Gedankenbild von Max Wohlwend, Zürich.

Sehnsucht hatte mich durch die Welt gehetzt, Jahr um Jahr. Sehnsucht trieb mich zurück in die Stadt, die Schauplatz war erster Tatversuche, frühen mannbaren Tuns. Ich kam, ohne Ziel, ohne Erwartung, einem Verbrecher zu vergleichen, den es aus sichern Verstecken unwiderstehlich nach dem Ort der Tat zurückdrängt, nach Unbestimmtem forschend. Was aber war meine Tat? Die Jugend? Sie war Anfang nur, Morgensonne, die aus dem Grau der verdämmernden Nacht leuchtende Farben glüht. Vorspiel war sie, Ausmaß und Hochschwung. Versprechen aber blieb sie immerdar. Und das war vielleicht die sündige Tat meiner Jugend, daß sie Verheißung schuf.

Der Zug verlangsamte die Fahrt, schlenkerte über Weichen, rollte lärmend in die Halle, kam ruckweise zum Stehen. Madrid! Die Reisenden drängten sich zum Wagen hinaus. Tragburschen schrien, griffen nach den Gepäckstücken, faßten mich an. Ich fühlte Bedrücktsein. Ueberall um mich herum schien boshaft die Frage zu geistern: was willst du hier? Ein Kutscher schimpfte. Mein Handkoffer lag in seiner Droschke. Er wollte zufahren. Ich setzte mich aufs Polster, sagte irgendein Ziel, das ich im nächsten Augenblick auch schon vergessen hatte. Seltsam: vor einer Stunde noch hatte ich im Gedanken gezittert, an bekannte Türen zu pochen und zu rufen: Da bin ich wieder. Wie geht es euch? Seid wohl die Alten geblieben. Und wie freudig hatte ich gedacht: was wird die schöne Angel für Augen machen, wenn ich plötzlich vor ihr stehe, schmeichelnd, ich sei nur gekommen, um sie tanzen zu sehen. Und nun war auf einmal alle Freude dahin, kein Gefühl, das mich glücklich stimmte. Gleichmut und niederträchtige Ergebenheit füllten mich aus. Der Wagen hielt. Ich stieg aus. Ein Diener buckelte. Ich ließ mich in ein Zimmer führen. Es war freundlich und sauber. Ich wusch mich. Jemand fragte vor der Tür nach meinen Wünschen. Ich gab, glaube ich, keine Antwort. Müdigkeit überfiel mich. Ich legte mich aufs Ruhebett und schlief ein.

Einige Stunden später stand ich auf dem Sonnenplatz und wußte weder ein noch aus. Warum kam ich her? Vielleicht einen neuen Anfang zu suchen? Festen Beruf zu ergreifen, gar seßhaft zu werden? Unmöglich! Ich schaute mich nach allen Seiten um, verfolgte belebte Straßen, die breit zwischen stattliche Häuser sich drängen, richtend und reihend stolze Mauern, hinter denen auch hier schon der Geschäftsgeist spukt, mitten in alter Herrlichkeit und beschaulichem Nichtstun. Mißmutig schlenderte ich vorwärts, trat in ein Kaffeehaus, las Zeitungen und quälte schließlich das Gehirn mit der Durchsicht von Fahrtplänen. Da fiel mir Don Pedro ein. Unvermittelt, wie ich in Gedanken den Weg verfolgte zum Mittelmeer. So lebhaft drängte sich sein Bild mir auf, daß ich erschrak. Was will er von mir? frug ich. Und schon fühlte ich mich wie von einer geheimnisvollen Macht zu ihm hingedrängt. Vielleicht ist etwas geschehen, gar in diesem Augenblick, da ich hier sitze und in die Ferne denke. Aber das ist doch albernes Zeug!

Ich bezahlte. Wie lange mag es wohl her sein, daß wir uns nicht mehr gesehen? Wie die Zeit eilt! Bleiben wir denn stehen? Wird er noch in seiner alten Bude hausen? Was er wohl macht? Was für ein Mensch, dieser Pedro!

Da hatte ich mich schon in die enge, düstere Gasse gefunden. Selbstverständlich wohnt er noch hier. Wo sonst wollte Pedro sein Nest denn haben?

Drei Treppen sprang ich hoch und klingelte. Das Mütterchen öffnete. Wie sie weiß geworden ist und gebrechlich! Sie konnte sich meiner nicht mehr erinnern.